

Leseprobe aus:

Jan Brandt / Jo Lendle
Akzente Heft 2/2015: KRIEG



Mehr Informationen zur Zeitschrift finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Vorwort

Das Erzählen vom Krieg ist ein Ursprungsmotiv der Weltliteratur. Homers *Ilias* hebt – in Raoul Schrotts Übertragung – an mit den Zeilen: »von der bitternis sing, göttin – von achilleús, dem sohn des peleús / seinem verfluchten groll, der den griechen unsägliches leid brachte / und die seelen zahlloser krieg-er hinab in das haus des hades sandte.« Mit einem Krieg setzt in Herodots *Historien* die antike Geschichtsschreibung ein: »Bei den Persern nun sagen die Geschichtskundigen, Phönizier seien des Streites Urheber gewesen.« Aischylos dramatisiert in seiner ältesten erhaltenen Tragödie den Zug der Sieben gegen Theben. Julius Caesar begründet mit seinen Schlachtbeschreibungen vom Gallischen Krieg und vom Bürgerkrieg die militärischen Memoiren. Und so geht es weiter von Gattung zu Gattung, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Sprache zu Sprache, vom Epos zum Drama, vom Gedicht zum Roman. »Wir sindt doch nuhmer gantz / ja mehr den gantz verheret!«, heißt es in Andreas Gryphius' während des Dreißigjährigen Krieges entstandenem Sonett *Threnen des Vatterlandes*. Und in Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens wenig später verfasstem Roman *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* wird der Krieg zum Bildungsinstrument, zur harten Schule des Lebens, ein Motiv, das sich auch in jüngeren Texten findet: »Der Zug hielt in Bazancourt, einem Städtchen der Champagne. Wir stiegen aus. Mit ungläubiger Ehrfurcht lauschten wir den langsamen Takten des Walzwerks der Front, einer Melodie, die uns in langen Jahren Gewohnheit werden sollte. Ganz weit zerfloß der weiße Ball eines Schrapnells im grauen Dezemberhimmel. Der Atem des Kampfes wehte herüber und ließ uns seltsam erschauern. Ahnten wir, daß fast alle von uns verschlungen werden sollten an Tagen, in denen das dunkle Murren dahinten aufbrandete zu unaufhörlich rollendem Donner – der eine früher, der andere später?« Mit diesen Worten beginnt Ernst Jüngers Bericht *In Stahlgewittern*, in dem er seine eigenen Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges verarbeitet. Vor hundert Jahren lag er zusammen mit Millionen anderen Soldaten in den Schützengräben – und seine Darstellung des Krieges machte in den Zwanzigerjahren die ästhetische Auseinandersetzung mit dem Extremen zu einem literarischen Massenphänomen: von Arnold Zweigs »Der Streit um den Sergeanten Grischa« über Ludwig Renns »Krieg« und Ernst

Glaesers »Jahrgang 1902« bis zu Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues«. Und dann kamen Anna Seghers und Wolfgang Borchert, Heinrich Böll und Paul Celan, Günter Grass und Alexander Kluge, W. G. Sebald und Walter Kempowski und erzählten von einem neuen, noch grausameren Krieg.

Generationen von Schriftstellern wurden durch die Kriege des 20. Jahrhunderts geprägt, sei es, weil sie die Kampfhandlungen und Zerstörungen, das Morden, Foltern, Vergewaltigen, die Verwundungen an Leib und Seele selbst miterlebt hatten, an der Front oder daheim, im Konzentrationslager, im Exil oder in Gefangenschaft, sei es, weil sie die Nachwirkungen des Schreckens an ihren Geschwistern, Eltern und Großeltern wahrnahmen und das Schweigen oder Sprechen über jene Ereignisse sie zu neuen Schreibweisen führte.

Für die jüngere Generation in Mitteleuropa dagegen war der Krieg oft nicht mehr als ein Phantom. Er fand im Geschichtsunterricht statt, in den Nachrichten aus fernen Ländern oder als abstrakte Gefahr im Kalkül der Abschreckungspolitik – bis sich mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch die Angst vor einem Atomkrieg legte. Ein Vierteljahrhundert später ist das Gefühl der Bedrohung zurück. Und noch ehe die alten, familiären Erfahrungen aufgearbeitet sind, brechen schon wieder neue Kriege aus. »Die Schriftsteller können nicht so schnell schreiben«, schrieb Bertolt Brecht einmal, »wie die Regierungen Kriege machen; denn das Schreiben verlangt Denkarbeit.«

Über den Krieg muss immer wieder gesprochen werden, weil er unser Dasein auflöst, zerstört, in Frage stellt und radikal verändert. Als kollektives Ereignis stiftet er – je nach Alter – neue Identitäten, eine andere Gesellschaft. Einerseits hebt er Milieu-, Religions- und Klassengrenzen auf, andererseits vertieft er soziale Spaltungen. In jedem Fall setzt er einen narrativen Rahmen mit Anfang, Höhepunkt und Ende, nachdem nichts mehr so sein kann, wie es zuvor gewesen war. Für die einen ist der Krieg das Unsagbare, das dennoch gesagt werden muss, für andere ein Imperativ, das Andenken an die Opfer zu ehren, die Täter zu benennen, das Trauma zu überwinden.

All das spiegelt sich heute in der deutschsprachigen Literatur. Sie ist reicher geworden durch Bücher von Autoren, die vor Krieg und Kriegsfolgen geflohen sind, und von solchen, die Krisenregionen besucht haben. Und indem wir Texte von Schriftstellern aus der Ukraine, aus Syrien oder Afghanistan lesen, spüren wir das Herz der Finsternis schlagen und bekommen eine Ahnung davon, was es heißt, alles zu verlieren: die Kultur, die Freiheit, das Recht, die Wahrheit, das Leben.

NINO HARATISCHWILI

Die langen hellen Tage

Vor einigen Monaten saß ich nach der Filmvorführung von *Die langen hellen Tage* im Vorhof des Hamburger Kinos 3001, trank Wein und tauschte meine Filmeindrücke mit anderen Georgierinnen meiner Generation aus, die sich alle dort zusammengefunden hatten, um sich den georgisch-deutschen Film über eines der düstersten Kapitel der jüngeren georgischen Geschichte anzusehen. Es ist ein schöner, auf eine eigenwillige Art und Weise leiser und dadurch nicht minder intensiver Film des Regie-Duos Nana Ekvtimishvili und Simon Groß und behandelt das Erwachsenwerden zweier Teenagermädchen in den Neunzigern, inmitten der Sezessionskriege, der totalen Anarchie, der Inflation, der ununterbrochenen Gewalt und des kompletten Werteverlusts einer Gesellschaft.

Georgien hat einen sehr hohen Preis für die lang ersehnte Freiheit zahlen müssen. Als 1989 die Menschenmassen auf die Straßen stürmten, nach knapp siebenzig Jahren Sowjetherrschaft nach Freiheit schreiend, wusste noch keiner so recht, wie diese Freiheit zu schmecken und vor allem, wie sie auszusehen hatte. Man wollte einfach nur frei sein und den übermächtigen Vater Kreml ein für alle Mal hinter sich lassen. Aber der Vater nahm seinem Lieblingssohn – denn diese Rolle spielte und bediente Georgien für viele Jahrzehnte vorbildlich – diesen Freiheitsdrang übel, viel übler, als bei den anderen abtrünnigen Kindern.

Blutig begann der Weg zu einer damals noch recht romantischen Vorstellung von Freiheit, als am 9. April 1989 überwiegend Studenten und junge Menschen den Regierungspalast in Tiflis umzingelten und russische Panzer von allen Seiten den Rustaveli-Boulevard hinunterrollten, die Menge umschlossen und russische Soldaten mit Macheten und Spaten auf sie losgingen. Zwanzig Menschen ließen auf dieser Demonstration ihr Leben. (Wenn ich anfangs, über den Begriff *Krieg* nachzudenken, kommt mir als allererste Erinnerung der mit roten Tulpen gesäumte Rustaveli-Boulevard in den Sinn, den ich täglich auf dem Schulweg passieren musste und wo man noch Tage und Wochen nach der Demonstration zwischen dem Blumenmeer hier und da Blutflecken erkennen konnte.)

Blutig ging der Weg weiter – zwischen den verfeindeten Lagern der Natio-

nalisten, Kommunisten, Liberalen, Privatarmeen, Dissidenten, Kriminellen und immer und immer wieder zwischen Russland und Georgien. Und als 1991 die lang ersehnte Unabhängigkeit und somit auch ein Stück dieser Freiheit endlich Einzug in das Land hielt, war jedwede romantische Verklärung dieses Begriffs verschwunden, mitsamt jeder Illusion, dass Georgien es schaffen würde, friedlich, zielorientiert, vom großen Übervater endlich in Ruhe gelassen, seinen Weg zu einer Demokratie zu gehen.

Zuerst folgte ein Bürgerkrieg mitten in der Hauptstadt, Silvester wurde aus Kalaschnikows geschossen (somit hatte sich das obligatorische Feuerwerk erübrigt), mit Chaos, Inflation, wirtschaftlichem Kollaps, Gewalt als Normalfall, Raubüberfällen, Stromausfällen, Kälte und Dunkelheit ging es weiter, um anschließend in zwei Kriege in Abchasien und Ossetien (natürlich vom Übervater unterstützt und mitgestaltet) mit Abertausenden Vertriebenen und Toten zu münden.

Zurück zum lauen Sommerabend im Vorhof des Kinos 3001 im Hamburger Schanzenviertel. Dort saßen wir alle und tauschten uns über unsere Filmeindrücke aus. Die meisten der Georgierinnen kannte ich nicht, wir hatten uns erst an jenem Abend kennengelernt, aber uns alle einte eine Gemeinsamkeit: Wir alle waren Migrant*innen – Exilant*innen, je nachdem, wie man es sieht. Natürlich befanden sich an unseren Tischen – die wir anschließend alle zusammengeschoben hatten – auch deutsche Freunde, teils einander bekannte und teils einander unbekannt*innen Frauen (ja, zum Schluss blieb eine reine Frauenrunde übrig), und auch sie beteiligten sich eifrig an unserem Gespräch.

Recht schnell ließen wir die Filmfiguren hinter uns und begannen über unsere persönlichen Erinnerungen aus eben jenen Jahren zu uns sprechen:

»Weißt du noch, wenn der Strom ausfiel, tagelang, und wie dann im ganzen Land ein ohrenbetäubendes ›Fickt euch‹ zu hören war?«

»Weißt du noch, wie die Leute immer die Benzinschläuche dabei hatten, falls mal wieder das Benzin ausging?«

»Musstet ihr auch der Reihe nach zum Heizen Kerosin oder Holz in die Schule mitbringen?«

»Weißt du noch, wie die kleinen Jungs im Schulhof mit den Makarows spielten?«

»Wurden deine Eltern auch mal überfallen?«

»Ja, ja, genau, bei uns wurde auch zwei Mal eingebrochen.«

»Und sind auch viele, die du kennst, als Drogenabhängige aus dem Krieg zurückgekommen?«

Und so weiter und so fort.

Das Merkwürdige war nur, dass dieses Gespräch sehr aufgeregt, von lautem Gelächter begleitet verlief. Trotz der recht bedrückenden Erinnerungen (und dass so manche grausame dabei waren, konnte man an den Gesichtern unserer deutschen Freunde mehr als deutlich erkennen) war die Stimmung ausgelassen, gar feierlich. Vielleicht war es das Fest der Überlebenden, vielleicht feierten wir die Sommernacht, das Zusammensitzen, das zufällige und durch die Anonymität umso enthemmtere Miteinander.

Andererseits fiel mir auf, dass unsere Gruppe sich irgendwann zu teilen begann – zum einen wir, die Georgierinnen, mit unseren, für Außenstehende kaum fassbaren Erinnerungen, und zum anderen die Deutschen, deren Erinnerungen aus den Jugendtagen sich radikal von unseren unterschieden. Sie wurden immer schweigsamer, immer irritierter, nicht wissend, wie sie mit unseren Erzählungen umzugehen hatten.

Damals, an diesem Tisch sitzend, habe ich mich wieder einmal gefragt, wie man vom Krieg als solchem spricht. Und vor allem, ob er als solches überhaupt existiert. Vielmehr ist er – wenn er einmal stattgefunden und das Leben der Menschen für immer gezeichnet und ihre Biografien verzerrt hat – trotzdem Teil eines Lebens. Eines ganzen Lebens. Er mag zwar eine gravierende Zäsur sein, ein Punkt, der das Leben in ein Davor und Danach teilt, aber er ist nie *als solches* zu beschreiben.

Obwohl allein in meinem Geburtsland, seit ich auf der Welt bin – ich bin Jahrgang 1983 –, vier Kriege stattgefunden haben, kann ich sie nicht unter dem allgemeingültigen Begriff *Krieg* zusammenfassen, auf dieser Ebene bleibt er sogar für mich abstrakt, er bleibt etwas, was im Fernsehen stattfindet, etwas, was langsam aus den Bildschirmen hinaus kriecht, aber trotzdem nicht greifbar wird.

Als ich vor einigen Jahren in Berlin mit einer tschetschenischen Frau am Tisch zusammensaß, die beide Tschetschenienkriege zwar überlebt, aber einen Großteil ihrer Familie dabei verloren hatte, und die dann anfang, von ihren Erfahrungen zu berichten und mir erzählte, wie sie sich selbst zum Scharfschützen hatte ausbilden lassen, um sich und den übriggebliebenen Rest ihrer Familie verteidigen zu können – fühlte ich mich fremd und unbe-

teiltigt. Ich wusste nichts zu erwidern, ich wusste nichts mit ihren Bildern anzufangen, in meinem Kopf verwandelten sie sich in eine Abstraktion, wieder einmal waren es *fremde* Bilder, es war ein *fremder* Krieg, und das, obwohl ich mich gut daran erinnern kann, wie damals etliche Tschetschenienflüchtlinge nach Georgien kamen und einige Jahre Seite an Seite mit uns gelebt haben. Wir bemitleideten sie, wir sagten ihnen, wie sie in der Stadt zurecht kommen konnten, wir unterhielten uns mit ihnen in Treppenhäusern über das Wetter und die Kinder, aber mehr auch nicht. Auch die Flüchtlinge aus Abchasien und Ossetien, die damals in Strömen in die Hauptstadt kamen und teils in heruntergekommenen Hotels und später in endlosen Lagern außerhalb der Stadt untergebracht wurden, selbst Georgier, blieben Fremde. Wir waren nicht fähig, ihre Erfahrungen zu teilen. Nicht einmal mit dem Wissen, dass sie die Überlebenden unseres eigenen Krieges waren.

Wir lebten Seite an Seite, und doch hatten wir einander nichts zu sagen.

So ist es immer mit *fremden* Kriegen. Zumindest geht es mir so, und ich wage zu behaupten, dass es den meisten Menschen ähnlich ergeht. Deswegen kann man auch Nachrichten über die Ukraine, über Syrien schauen, mit dem Kopf schütteln und sich ein paar Sekunden später die Nutella-Werbung ansehen, ohne gleichzeitig einen Lach- oder Weinkrampf zu kriegen. Man baut sich einen Schutzwall, man verschanzt sich in den behüteten Höhlen des eigenen Verstands, man tut diese Bilder ab, indem man sie in ein Archiv mit der Überschrift: *Fern & Fremd* schiebt. Genauso wie man es in der eigenen Fantasie nicht schafft, die Zahlen von Opfertoten, von Tausenden, Hunderttausenden, gar Millionen Menschen zu einzelnen Geschichten, zu einer unvorstellbaren Summierung an Einzelschicksalen zu formen.

Auch an jenem Sommerabend im Hof des Kinos 3001 spaltete sich unsere Einheit in zwei Lager. Der erste Teil waren wir, die Berichtenden, und der andere Teil waren sie, die Zuhörer. In diesem Fall erschufen wir durch unsere Geschichten in ihren Augen die Fernsehbilder, und egal wie sehr wir uns bemühten, unsere Erfahrungen teilbar zu machen, es wollte uns nicht gelingen. Schließlich berichteten wir von einem fremden Land, von einem fremden Krieg. Und am deutlichsten war die Differenz an den Stimmungstemperaturen spürbar: Je heiterer wir wurden, desto bedrückter wirkten unsere Zuhörer zu sein. Womöglich dachten sie, dass unsere inadäquate Heiterkeit unserem exotischen Land geschuldet war, samt seinen

aberwitzigen Geschichten, als Ausdruck eines kollektiven Traumas. Ich weiß es nicht ...

Und doch wollte ich an jenem Abend nicht so leicht kapitulieren, diese Differenzen nicht so einfach hinnehmen. Womöglich erwachte in mir eine Art beruflicher Ehrgeiz, womöglich wollte ich unbedingt, dass man uns verstand, dass man uns weder in die Schublade *Trauma* noch in die der *Exoten* steckte, auch wollte ich keineswegs die Reaktion hervorrufen, die sich so oft einstellt, wenn man von solchen Erfahrungen spricht: Betroffenheit, betretenes Schweigen und das Gefühl (zumindest auf der westlichen Seite), man habe kein Recht, von seinen Schmerzen oder Ängsten zu sprechen, denn die seien ja »nichts im Vergleich«. Stattdessen fragte ich mich unentwegt, wo denn unsere Gemeinsamkeit liegen könne.

Aber wie erzählt man vom Krieg? Wie beschreibt man ihn? Ab wann hört ein Krieg auf, fremd zu sein – und wird zum eigenen?

Sind es die immer wiederkehrenden und uns mehr und mehr abstumpfenden Bilder von Bomben, Leichen, Blut und apokalyptischen Landschaften der Geisterstädte?

Nein, anscheinend nicht.

Denn sonst hätte ich mit der tschetschenischen Frau damals in Berlin viel mehr gemeinsam haben müssen, und auch in unserer Kinorunde hätten die Differenzen nicht so deutlich spürbar sein dürfen.

Den anderen lauschend, stellte ich mir immer wieder diese Frage und erinnerte mich sehr genau an den Moment, an dem ich zum ersten Mal diese Grenze zwischen einem abstrakten, fremden Krieg und dem eigenen durchbrach.

Es war 2008, als mich während eines Urlaubs in Georgien plötzlich die Nachricht weckte, Russland würde uns bombardieren, und ich die ersten zwei Tage in einem somnambulen Zustand verbrachte, mein Kopf weigerte sich, diese Information als Realität zu akzeptieren.

Ja, es gibt diese Grenze. Und diese Grenze kann sehr leicht überschritten werden, und dafür muss man nicht unbedingt in der Kampfzone sitzen und die Schüsse hören. Diese Grenze befindet sich in unseren Köpfen. Diese Grenze ist nicht mehr existent, sobald wir diesem schwer fassbaren Begriff das Attribut *fremd* oder *fern* entziehen.

Denn damals, als ich in den Augustkriegstagen 2008 mit einigen Freunden Decken und Anziehsachen in ein Schulgebäude brachte, da neue Flüchtlings-

wellen erwartet wurden, waren die Flüchtlinge keine fremden Menschen mehr. Sie waren da, inmitten meiner Realität, ich konnte ihre Existenz nicht mehr verdrängen.

Ich glaube, diese Grenze zu passieren, sie zu zerstören, ist nur dann möglich, wenn man sie sich zu eigen macht, wenn man sie persönlich nimmt, wenn man sie an sich ranlässt.

Und trotz der Unmöglichkeit, die mir beim Versuch der Beschreibung des Begriffs *Krieg* immerzu gewahr wird, glaube ich daran, dass er nur durch persönliche Geschichten erlebbar und erfahrbar gemacht werden kann, nur durch Worte und Erinnerungen, die an das Urmenschliche heranreichen und erst dadurch die aufrichtige Empathie hervorbringen können. Keine Empathie aus einem schlechten Gewissen heraus oder aus einer verlegenen Betroffenheit, eine Empathie, die einzig der Erkenntnis dient, dass wir alle Menschen sind, allzeit zu allem bereit, dass unsere Existenz äußerst fragil ist, jede Sekunde bedroht, und dass das Fremde in Sekundenschnelle zu etwas Eigenem werden kann.

Ja, 2008 war ich kein Kind mehr. Ich erlebte alles sehr bewusst, ohne mich in einen Schutzraum zurückzuziehen, ein Schutzraum, der uns damals in den Neunzigern umgab, als wir diese Erfahrungen machten, und den man unter dem Wort *Kindheit* zusammenfassen kann, der uns später in diese Heiterkeit versetzte. Es muss auch genau dieser Schutzraum gewesen sein, der das Regie-Duo dazu brachte, ihren Film über diese schreckliche Zeit des Zerfalls mit *Die langen hellen Tage* zu betiteln.

Auch unsere Tage waren damals lang und hell. Und obwohl unsere Realität alles andere als hell war, blieben wir in unserer eigenen Helligkeit, in dieser Heiterkeit. Es war eine Herausforderung, ein Abenteuer, in jenen Tagen groß zu werden – und dass wir es geschafft hatten, daran erfreuten wir uns, als wir nach der Filmvorführung zusammensaßen. Wir alle hatten diesen Schutzraum besessen, unabhängig von unserer Herkunft, und waren ihm eines Tages alle entwachsen. Und ich wollte unbedingt, dass unsere Heiterkeit auch den anderen Teil der Runde erfasste.

So fing ich an, von meiner Kindheit zu erzählen, diesmal linear, und ich konzentrierte mich nicht nur auf die Schrecken jener Zeit, andere schlossen sich mir an, nicht mehr nur die Georgierinnen. Wir teilten unsere Erinnerungen, die alle verschieden waren und doch verschieden ähnlich, wir alle

hatten unsere Kriege beim Erwachsenwerden ausgefochten, wir alle entdeckten Gemeinsamkeiten mit den beiden Filmfiguren – unabhängig davon, ob diese Kindheit nun in Deutschland oder in Georgien verlaufen war.

Wir alle hatten unsere *langen hellen Tage* gehabt, das konnte uns kein Krieg nehmen. Und plötzlich machte es uns alle heiter und froh, dass wir so viele Jahre später durch Zufall zusammengefunden hatten und sie zu teilen imstande waren.

JAN WAGNER

Zwei Gedichte

klage um goliath

I

wer hält die winde ab mit breitem rücken?
wer hängt den leuchter auf im krönungssaal?
wer muß sich, wenn die schwalben fliegen, bücken?
wer wischt den staub vom obersten regal?
wer kann, wenn er sich streckt, sogar die sterne
in ihre fassung schrauben, brüllt und flucht,
selbst wenn er flüstert? wer sieht in der ferne
schon morgens, wer ihn nachmittags besucht?
wer läßt den see beim baden überlaufen?
wer lehnt an marmorsäulen wie auf krücken?
wer spürt den regen lange vor den traufen?
wer pflückt die wachteln aus der luft wie mücken?
wer hält die winde ab mit seinem rücken?
wer hält die winde ab mit seinem rücken?

II

er war der größte von uns allen.
allein um zwischen gerstenballen
und stein ins dürre gras zu fallen,
war er der größte und der stärkste von uns allen.

schloß er die scheunen auf, ein tor,
schlief alles weiter und man schwor,
es sei noch dunkler als zuvor:
er schloß die scheune auf und *war* das scheunentor,

hob, wenn die palme schwer und voll
von datteln hing, von süße schwoll,
die kinder schnaufend in die dol-
den. heute steht die palme allzu süß und voll.

man hatte seinen schild gebracht,
mit ihm getrunken und gelacht.
nun liegt er mit der ganzen pracht
aus bronze und trotz schild und rüstung umgebracht

von lausejungen, einem hirten;
nicht von den männern, den verirrt
geschossen, als die bogen sirrten;
von nichts als einer laus; von einem ziegenhirten.

an helena

war es das, wovon du träumtest?
ein brautschleier aus asche, ein altar
von rauchenden trümmern hinter dir,
und dieser grauenhafte chor dazu,
der niemals still ist, nie schläft?

wenn du vor deinem spiegel sitzt,
vom schwan gezeugt, wie aus dem ei
gepellt – mußt du dann lächeln,
weil all das wegen dir geschah,
oder wünschtest du dir, du hättest nein,
nicht ja gesagt und alles kehrte sich um?
die mauern richten sich auf und drängen
den himmel zurück in sein blau, zu den hungrigen vögeln,
die pfeile eilen heimwärts an die sehnen
und glitzernd wie quecksilberkugeln gleiten
die bataillone in die schiffe, bis

das meer verlassen liegt und unberührt.
ein apfel steigt wie ein ballon zum ast,
läßt sich als weiße blüte an ihm nieder.

weiß wie das kleid der tochter ist,
die vor dem liegestuhl im garten spielt,
während es kühler wird, dein vierter gatte,
der auch dein erster ist, getränke mischt,
du darauf achtetest, daß kein grasfleck
den stoff verunziert, der so leuchtend ist,
so rein, daß es fast wehtut in den augen.